

Die Literarische Beilage zur „Augsburger Postzeitung“ bringt für den 25. Februar, den Geburtstag Karl May's, folgenden Artikel:

Karl May als Lyriker.

Literarische Skizze von Dr. Lorenz Krapp, Bamberg.

Vor sechs Jahren war's, als Karl Mays „Himmelsgedanken“*) erschienen und ich sie durchlas. Enttäuscht legte ich sie beiseite. Und wie mir, erging es, wie mir scheint, allen anderen. Kein Wort in weiterem und engerem Kreise sprach von ihnen. Während Hunderttausende seiner Romane die Welt durchwanderten, blieben sie halbvergessen.

Ich weiß wohl, woran das lag. In glühenden, vom Zauber südlicher Sonne überstrahlten Bildern zogen, einem Diorama gleich, seine Romane vor dem geistigen Auge vorbei. Fast nur äußeres Geschehen stieg, so schien es, vor uns empor. Ein Freiligrath des Romans schien er; so erwarteten wir denn auch einen zweiten Freiligrath der Lyrik und Versepiik. Gewiß hätte May ein solcher werden können. Wer etwa manche Szenen aus Winnetou, so den Tod Intschutschunas, den Tod Winnetous liest, staunt über die Wucht und Kraft dieser mit kurzen, starken Zügen hingeworfenen Prosa-Balladen aus dem Reich der dunklen und blutigen Gründe. Das Kindheitszeitalter des Indianertums war – wie die Kindheitsepochen aller Völker – ein Zeitalter der Helden und Kämpfe. Wo bot sich ein dankbarer Stoff zur Ballade als hier? Der Indianer erscheint auch heute noch unserer poetischen Phantasie mit einem Nimbus des Heroischen umkleidet.¹⁾ Der dumpfe Instinkt des Volkes, der nach Kriegen und Helden sucht, stürzte sich mit naiver Gier auf diesen Typus; er verschlang ihn geistig selbst in den dichterisch grauenhaftesten Erzeugnissen jammervoller Schreiber; er sah staunend diesen Typus zur Höhe des echt Dichterischen emporgehoben durch die zwei großen „Karle“ des exotischen Romans, durch Charles Sealsfield und Karl May. Wenn Mays indianische Helden reden und handeln, tauchen oft homerische Bilder vor uns auf. Mit Schimpfworten befeuern sich die Gegner vorm Kampf; mit Siegesmählern, Tänzen und Sängen der Priester feiern sie den errungenen Sieg; eine Gerusie, ein Rat der Alten, leitet die Geschicke der Stämme; Kriegerehre ist das tiefste Agens dieser Menschen, die in urzeitlicher, in patriarchalischer Einfachheit ihr Jägerleben führen. Keiner vor May und nach ihm hat in unserer Zeit so sehr die „Zeit der Helden, die verscholl'ne Sagen melden“ in epischer Fülle und Großzügigkeit zu gestalten vermocht. Vom rein literarhistorischen Standpunkt mag vereinzelt der oder der heute noch daran zweifeln; bei den Verständigen sind die Akten darüber geschlossen, und in einem Menschenalter – wenn die Distanz des Historischen hinter seinen Werken liegt – wird keiner mehr ihm den Ruhm des Meistertums im ethnographischen Roman zu schmälern wagen.

Diese dichterische Welt, die seine Romane vor uns emporhoben, erwarteten gewiß wir alle auch in seinen Versen. Und soll ich ganz offen sein, so wünschte ich sie noch heute von ihm oder andern. Was könnte aus einer poetischen Gestaltung des in seinen Urwaldromanen aufgehäuften Materials nicht für eine Balladendichtung erwachsen! Fontane hat die kleinpreußische Geschichte, Börries von Münchhausen hat die altjüdische Geschichte den Stoffkreisen der Ballade, die sich im Antik-klassischen und den Motiven germanischer Vorzeiten fast erschöpft hatte, hinzugewonnen. Warum hätte nicht auch die Geschichte des Todeskampfes einer heldenhaften Rasse in den Schluchten und Prärien um die Rocky-Mountains hinzuerobert werden können? Man schelte solche Fragen nicht phantastische Ueberschätzungen des Stofflichen in der Kunst. Auch der neue Stoff hat sein Recht in der Kunst, nicht bloß die neue Form und die neuen Persönlichkeiten. Es war der tiefste ästhetische Gedanke, den die Romantik erdacht, daß sie – im Gegensatz zu der weimarischen Aesthetik – keiner Lebensäußerung die Möglichkeit absprach, dichterisch gestaltet zu werden. Daß Lessing in der Minna von Barnhelm die Welt des Bürgerlichen auf die Bretter brachte, also einen neuen Stoffkreis erschloß, ist ein dichterisches Verdienst, das mindestens so hoch steht als der Gedanke, die Fabel von den drei Ringen zu dramatisieren, oder als Schillers Gedanke, den antiken Chor ins Drama der Neuzeit zu übernehmen.

Aber wir sprechen da als reine Aestheten. Und die dichterische Persönlichkeit haßt, weil sich in ungebrochener Lebensfülle entfaltend, doch nichts so sehr als das reine Aesthetentum mit seiner starren

*) „Himmelsgedanken.“ Gedichte von Karl May, Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld, XVI u. 360 S. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

¹⁾ In Wahrheit ist es beim heutigen Indianer ja völlig anders. Er hat sich größtenteils zum smarten Amerikaner, zum Busineß-man umgeformt. Vergl. den Aufsatz von Amand Edler von Ozoroczy im Feuilleton Nr. 29 der Augsb. Postztg.

Doktrin, seinem gläsernen Schema, das der große Künstler vielleicht mit einem Handdruck zerbricht, weil er es aus künstlerischen Notwendigkeiten heraus zerbrechen muß, um sich folgerecht zu entwickeln.

Die dichterische Persönlichkeit Mays hat nun bekanntlich seit ca. acht Jahren eine gegen früher überraschende Wendung gezeigt. Es ist eine Wendung zur Vertiefung gewesen. Seine ersten zwanzig Romane sind geboren aus der überquellenden Freude an der Anschauung, am sich drängenden und stoßenden Leben. Gebt ihm Helden, gebt ihm Taten: und er schreibt Buch über Buch. Nur Torontum kann die Fülle seiner Produktion in den achtziger und neunziger Jahren Ueberproduktion schelten wollen. Nicht Ueberproduktion war es, nur Ueberfülle der inneren Anschauungen, die ihn Bild auf Bild, Geschehnis auf Geschehnis geistig erleben, formen, hinstreichen ließ. Der alte Jensen und der alte Raabe gehören auch zu diesen gottbegnadeten „Vielschreibern“, die viel schreiben, weil sie viel zu sagen haben. Als ich im Vorjahr May zum erstenmal persönlich traf, sah ich einen Mann mit weißen buschigen Brauen, mit einer prachtvollen Löwenmähne und mit frischen, eine Welt der Güte und inneren Reinheit in sich bergenden Greisenaugen, deren jugendliches Feuer selbst die Qual tödlicher Verleumdungen nicht auszulöschen vermochte. Da begriff ich, warum dieser Mann so viel schreiben mußte. In seinen Augen leuchten noch heute – beim 67jährigen – die Schimmer unverwüstlicher, unverdorbener, unzerbrochener Jugend. Da läßt sich freilich viel sagen und schreiben von einem solchen, mit ewiger Jugend gesegneten Glückskinde.

Die letzten Jahre haben eine stete Verlangsamung der dichterischen Produktion gebracht. Nicht als ob die Kräfte in ihm nachließen. Im Gegenteil, sie scheinen sich mir neu zu sammeln. May geht jetzt psychologischen Problemen nach. Noch ringt er heftig damit, noch findet er nicht die letzte gemeingültige Form für das, was er ersann. So tragen seine letzten Werke, vor allem das Drama „Babel und Bibel“ und der Roman „Im Reiche des silbernen Löwen“ offensichtlich Uebergangscharakter an sich. Intuition und Reflexion sind noch nicht genug darin verschmolzen; in dieser Verschmelzung, dem großen Geheimnis des Künstlertums, an dem jeder philosophische Erklärungsversuch rettungslos versagt, wird aber erst die echte Kunst geboren. Aber noch ist ja nicht seiner Tage Abend. Noch plant er eine Serie von Romanen, in denen er die eine Hauptidee seines Schaffens, die Versöhnung von Orient und Okzident, in zehn Bänden darstellen will, und eine zweite gleichgroße Serie, die seiner zweiten Hauptidee, der Verschmelzung der indianischen mit der germanischen Rasse in Amerika, gelten soll. Wer weiß, ob diese zweite Epoche seines Schaffens, in der die Reflexion tiefer als vorher mitschaltet, nicht eine noch reichere Dichterernte verspricht als die erste, die lediglich aus der naiven, aber gerade deswegen eminent künstlerischen Freude an der Anschauung, am Geschehnis und den Charakteren, geboren war? Denn das schönste Geschenk, das die Götter von Hellas ihren Lieblingen gaben, wurde ihm zuteil: ewige Herzensjugend. Und wenn er in seinen ersten Werken mehr unbewußt seine drei großen Lebensideen: Entwicklung des Gewaltmenschentums zu edlerem Menschentum, Verschwisterung von Amerika und Europa und Versöhnung von Orient und Abendland vertrat, sollen diese Ideen nicht noch reiner, schärfer, hinreißender hervorleuchten in den Werken, die er nun im Vollbewußtsein seiner langjährig geübten Fähigkeiten schafft? – –

Aber wie kommen wir auf all diese Dinge, da wir doch vom Lyriker May sprechen wollten?

Der Grund ist einfach. In seiner Lyrik haben wir die Persönlichkeit Mays am schlichtesten, klarsten, reinsten vor uns. Da ist all die fremde Draperie von ihm gefallen; da blitzt nicht mehr der Chandschar und die Silberbüchse, da umwallt ihn nicht mehr der Haik des Beduinen oder die Santillodecke des Indianers, da ist er nicht mehr Old Shatterhand und Kara Ben Nemsí, sondern nur mehr Karl May. Nur mehr Karl May, oder auch Scharlieh, der gute Bruder, der dem edlen Winnetou und allen seinen Hörern vom großen und gütigen Manitou erzählen will. . . .

Immer und immer wieder in den letzten Jahren, da ich – der May literarisch anfänglich geradezu als Gegner gegenüberstand – diese Gedichte durchblättert und mir über das Problem Karl May klar zu werden suchte, habe ich zuletzt bei ihnen Halt gemacht. Und immer bin ich mit innerer Freude von ihnen aufgestanden. In diesen Gedichten, die ihm oft hart, lehrhaft, ja manchmal geradezu nüchtern von den Lippen strömen, ist alles Beiwerk, alles, was mich vorher an seinem künstlerischen Ernst beirren mochte, alles Exotische, alles Zufällige von seiner Persönlichkeit niedergesunken. Wie beim sterbenden Winnetou, den Sascha Schneiders titanische Künstlerhand auf dem Titelbilde zu Winnetou III hüllenlos zum Himmel emporfliegen läßt, während die Adlerfeder, das letzte Zeichen des Zeitlich-Irdischen, von ihm fällt: so fällt auch hier von Mays Persönlichkeit der letzte zufällige Schmuck, die letzte Adlerfeder des Westläufers, das

letzte Turbantuch des Orientalen. Und was vor uns steht, ist ein edler Mensch und eine zu Gott strebende Seele.

Ja, in diesem Satz ist alles umschlossen, was von Karl May, dem Vielgehaßten, dem Vielgeliebten, zu sagen ist. Was haben wir diesen Mann nicht alle verkannt! Alle – die Gleichgültigen, seine Feinde – und im letzten Grunde auch seine besten Freunde. Taten und Abenteuer suchten wir; über den Abenteurer frohlockten die Jungen und die Alten. Freilich: das ist begreiflich; denn seine Kraft, fremdes, exotisches Volkstum vor uns in nie geahnter Plastik emportauchen zu lassen, mußte alles in den Bann ziehen und den Glauben erwecken, als seien diese scheinbaren, prunkenden Regisseurkünste alles, was er zu bieten verstand und versuchte. Aber liest man dann dies Buch – das, wie nochmals wiederholt sei, oft der künstlerischen Form ermangelt, weil es eben nur Herzensdokument ist und sein will – so erkennt man deutlich, daß es ihm um all diesen schönen Schein nie zu tun war. So ist dies Buch gerade in seiner oftmaligen künstlerischen Unzulänglichkeit der Beweis für das echte, nach oben strebende Künstlertum Mays, – das sicherste Zeugnis, daß es ihm stets nur ums Sein zu tun war, nie um den Schein. Es ist damit auch der beste Schlüssel zu den von ihm noch geplanten Werken, die mehr und mehr, unter Abwerfung aller Aeußerlichkeiten, dem reinen Dienst seiner drei Lebensideen gelten sollen; und von ihm aus lernt man auch die ersten zwanzig Werke Mays mit tiefer dringenden Augen lesen.

Die Themen sind zahlreich, die May darin behandelt. Da ist zunächst die endlos von anderen Dichtern zersungene Kategorie des Liebesliedes. Nur zwei Lieder dieser Gruppe hat May in den Himmelsgedanken, und wem gelten sie? Nicht die bräutliche Liebe ist es, es ist die stille, reife, durch tausend Sorgen und Freuden geläuterte Liebe des Gatten („Segen“ S. 167; „Schön“ S. 254). Aus der Enge und Not kummervoller Jugendjahre ist seine Liebe gewachsen, und golden steigt die Erinnerung in ihm auf:

Du warst kein sogenanntes „schönes“ Kind.
Auch ich ward nicht vom Arm des Glücks getragen.
„Wie häßlich diese beiden Kleinen sind!“
So hörte über uns wie oft ich sagen.
Das hat so wehe, wehe mir getan,
Nicht etwa meinet-, sondern Deinetwegen.
Was diese Oberflächlichen nicht sah’n,
Für mich ist’s nicht zu tief in Dir gelegen,
Denn als ich einst vor Hunger leise weinte,
Hast Du, selbst hungrig, mir Dein Brot gebracht,
Und das, das war’s, was uns fortan vereinte,
Weil’s Dich für mich so schön, so schön gemacht.

Veredelt und vertieft, wie seine Liebeslyrik, sind auch seine reinen Stimmungslieder. Da ist das Lied „Großmütterchen“; ein Lied, das aus der Seele eines Mannes geboren ist, dem das seligste der Lose fiel: auch als Mann noch Kind zu sein; man höre nur seine erste Strophe:

Sie trug mich stets auf ihren Armen,
Sie lehrte mich den ersten Schritt,
Und weinte ich zum Herzerbarmen,
So weinte sie erbarmend mit.
Wenn sie des Abends mich ins Nestchen
Mit linder Segenshand gebracht,
So bat ich: „Bleibe noch ein Restchen“,
Und meinte da „die ganze Nacht“.

Aus ihrem Segen leitet er all sein Glück ab:

So oft ich Sterne leuchten sehe,
Hell wie in meiner Jugendzeit,
Hör’ ich ihr Wort: „Was auch geschehe,
Du und Dein Glück, ihr seid gefeit.“

Kindlichkeit und reiner Sinn ist es auch sonst, was ihm zum Leitsterne wird. Da sieht er in den Alpen am

Rand eines Abgrundes eine Schar Kinder gehen; sicher, lachend und singend, wandeln sie den furchtbaren Bergsteig entlang. Und da erfaßt es ihn: wer von uns wagte es noch, so mit der seligen Vertrauensseligkeit des Kindes am Abgrund zu wandeln? Er findet den Grund (S. 99):

Sie haben ihre Engel noch;
Du aber sag', wo sind die Deinen?

Und von diesem Gedanken aus bekennt er froh: „Ich bin ein Kind noch heut', in Greisesjahren.“

Eine Reihe lehrhafter Gedichte schließt sich an. Gottvertrauen und Warnung vor der Hybris, dem Stolz der Selbstüberhebung, sind hier die zwei Hauptthemen. Hier wird er nun nicht selten etwas trocken; so drängt sich z. B. wiederholt das undichterische „leider“, das völlig aus der Stimmung reißt, in die Verse. Aber gerade in diesen Liedern liegt der sicherste Schlüssel zum Menschen in Karl May. Wer denkt der Form, wenn es gilt, Herzensbruchstücke zu stammeln, Stücke aus eigenem Fleisch und Blut? Wer denkt daran, ob seine Geste schön sei, wenn er in jähem Schmerz erbebt oder von tiefster Seelennot zerrissen wird? Wer auf der Höhe seines literarischen Ruhms Stücke wie diese an die Welt gibt, der ist ein bis in den letzten Nerv Grundehrlicher, der ist ein Künstler voll eisernen Ernstes. Und man möchte vor ihn hintreten und sagen: „Ja, Scharlieh, lieber Bruder aller Deiner Leser: hier ringt sich uns ungewollt das Wort von der Lippe, das Winnetou spricht: ‚guter Bruder!‘ Guter Bruder, weil Dir der Schein, die Form, die Geste nichts ist, aber alles die Wahrheit! Alles die Wahrheit und die Seele. . . . Und noch eins, Scharlieh, guter Bruder! Laß das Geräusch der schwatzenden Stimmen draußen liegen! Laß sie schelten und ergrimmen! Laß sie Steine werfen wider die Tore Deiner inneren Tempel und kümmerge Dich nicht: wer diese Lieder las, weiß, daß Deine Seele wirklich ein innerer Tempel ist, kein Kartenhaus, das die bösen Buben zerschmeißen können. Wie sie's manchmal tun bei Wilhelm Busch, dem alten lachenden Demokrit. Weißt Du, was Demokrit heißt? Es heißt „Volksbeurteiler“, heißt Verächter der scheltenden Masse. Sei Scharlieh zugleich und Demokrit! . . .“

67 Lebensjahre – sie sind für andere vielleicht ein vollgerüttelt Maß, für einen Menschen mit ewiger Herzensjugend sind sie's nicht. Dennoch überkommt auch den Dichter des in der Blüte seiner Kraft hingesunkenen Winnetou manchmal der Gedanke ans Alter. Aus gereifter Lebensweisheit des Alters schöpft er auch die zahlreichen Aphorismen, die – jeweilig mit Gedichten abwechselnd – im Buche stehen; sie behandeln unter anderm oft eine seiner Lieblingsideen, daß wir Europäer dem Orient überviel schulden und daß nicht in der Ausbeutung und Auspowerung des Orients, sondern in der Versöhnung mit ihm eine neue große Kulturära erblühen müsse.

Zum Schlusse sei noch ein Lied hergesetzt, das so recht ein unverfälschtes Lebensdokument und eine köstliche Frucht tiefinnerster Demut und stillbesinnlicher Weisheit ist; es ist das Lied „Im Alter“, auch rein künstlerisch ein vollendetes Kabinettstück:

Ich bin so müd, so herbstesschwer
Und möcht' am liebsten scheiden geh'n.
Die Blätter fallen rings umher;
Wie lange, Herr, soll ich noch steh'n?
Ich bin nur ein bescheiden Gras,
Doch eine Aehre trag' auch ich,
Und ob die Sonne mich vergaß,
Ich wuchs in Dankbarkeit für Dich!

Ich bin so müd, so herbstesschwer
Und möcht' am liebsten scheiden geh'n.
Doch, brauche ich der Reife mehr,
So laß mich, Herr, noch länger steh'n.
Ich will, wenn sich der Schnitter naht
Und sammelt Menschengarben ein,
Nicht unreif zu der Weitersaat
Für Dich und Deinen Himmel sein.